Nr. 30. Dienstag, den 6. Februar 1912. 26. Jahrgang.

Hamburger Echo.

Das „Hamburger Echo“ erscheint täglich, außer Montags
Abonnementspreis (inkl. „Die Neue Welt“ und „Die arbeitende Jugend“) durch die Post bezogen ohne Bringegeld monatlich ℳ 1,20, vierteljährlich ℳ 3,60; durch die Kolporteure wöchentlich 30 ₰ frei ins Haus. Einz. Nr. 5 ₰. Sonntags-Nummer mit illustr. Beilage „Die Neue Welt“ 10 ₰. Kreuzbandsendungen monatlich ℳ 2.70, für das Ausland monatlich ℳ 3,50.

Redaktion: Fehlandstraße 11, 1. Stock. **Hamburg 36** Expedition: Fehlandstraße 11 Erdgeschoß.
Verantwortlicher Redakteur: **Ernst Köpke** in **Hamburg**.

Anzeigen die sechsgespaltene Petitzeile oder deren Raum 40 ₰, **Arbeitsmarkt, Vermietungs- und Familienanzeigen** 20 ₰. **Anzeigen-Annahme** Fehlandstr. 11, Erdgeschoß (**bis 5 Uhr nachmittags**), in den Filialen, sowie in allen Annoncen-Bureaus. Platz- und Datenvorschriften ohne Verbindlichkeit. Reklamen im redaktionellen Teil werden weder gratis noch gegen Entgelt aufgenommen. Buchhandlung und Buchdruckerei-Kontor: Fehlandstr. 11, Erdgeschoß.

Filialen: **St. Pauli**, ohne Amandastraße, bei Franz Würzberger, Annenstr. 17. **Eimsbüttel, Langenfelde** bei Carl Dreyer, Fruchtallee 42. **Hoheluft, Eppendorf, Groß-Borstel** und **Winterhude** bei Ernst Großkopf, Meldorferstr. 8. **Barmbeck, Uhlenhorst** bei Theodor Petereit, Heinrich Hertzstr. 145. **Hohenfelde, Borgfelde, Hamm, Horn, Schiffbeck** und **Billwärder** bei Carl Ortel, Baustr. 26. **Hammerbrook** bis Ausschläger Billdeich bei Rud. Fuhrmann, Süderlaistr. 18. **Rotenburgsort** und **Veddel** bei Th. Reimer, Lindleystr. 85. **Wilhelmsburg** bei H. Möller, Schulstr. 13. **Eilbeck, Wandsbeck, Hinschenfelde** und **Ost-Barmbeck** bei Franz Krüger, Kurze Reihe 34. **Altona** bei Friedr. Ludwig, Bürgerstr. 22. **Ottensen, Bahrenfeld** bei Joh. Heine, Bahrenfelderstr. 129.

Hierzu eine Beilage.

Die Anerkennung der Sozialdemokratie durch ihre Gegner.

Die Habsburger hatten einst mit ihrem hergebrachten Hochmut bei den Kämpfen mit der französischen Revolution erklärt, daß ihnen eine Republik Frankreich nicht bekannt sei. Das wurde anders, als der junge, damals noch republikanische Napoleon Bonaparte in Italien die österreichischen Armeen eine nach der andern schlug und plötzlich nur noch 36 Stunden von Wien stand. Die Habsburger flüchteten samt ihrem Hofe in toller Hast aus Wien und ließen um Waffenstillstand bitten. Sie ließen dem siegreichen republikanischen General jetzt auch von freien Stücken die Anerkennung der französischen Republik anbieten. Allein Bonaparte antwortete mit Stolz:

„Die französische Republik ist durch sich selbst anerkannt. Sie nicht anerkennen, würde ebensoviel heißen, als das Dasein der Sonne am hellen Mittage leugnen.“

Die österreichischen Diplomaten waren wie mit kaltem Wasser begossen, und die Habsburger von Gottes Gnaden mußten diesen überlegenen Hohn ruhig einstecken.

An diesen historischen Vorfall mußten wir denken, als dieser Tage wieder so viel von der Anerkennung der Sozialdemokratie bei politischen Gegnern die Rede war, und zwar von der Anerkennung durch Leute, welche bei den herrschenden Klassen eine hervorragende Stellung als Staatsminister usw. innehaben.

Wir überschätzen unsern großen Wahlsieg nicht und sind nicht der Meinung, daß durch ihn unsere Gegner in eine so prekäre Situation gedrängt worden seien, wie einst der Wiener Hof durch die Siege des Generals Bonaparte. Das wäre Größenwahn. Aber es ist durchaus kein Größenwahn, wenn wir sagen: „Die deutsche Sozialdemokratie ist durch sich selbst anerkannt.“

Wieweit uns unsere Gegner anerkennen, das ist uns je nach der Region, aus der die Anerkennung kommt, entweder gleichgültig oder von untergeordneter Bedeutung. Wenn es hochstehende Leute gibt, die angesichts der großen sozialen Bewegung unserer Zeit den Kopf ganz in den Sand stecken wollen, so haben sie selber die Wirkungen solchen Gebarens zu tragen.

Nun hat in diesen Tagen ein badischer Minister Rede stehen müssen für die harmlose Aeußerung, die Sozialdemokratie sei eine großartige Bewegung zur Hebung des vierten Standes. Die Reaktionäre aller Schattierungen haben ihn wegen dieser „Anerkennung“ der Sozialdemokratie wütend angegriffen. Es ward ihm darob ein wenig schwül zumute und er meinte, er habe in der Erregung nicht genau das gesagt, was er sagen gewollt. Er habe unter der „großartigen Bewegung“ nicht die Sozialdemokratie allein, sondern die ganze Arbeiterbewegung unserer Zeit, einschließlich der christlich-sozialen, verstanden.

Gern sei unserseits anerkannt, daß dieser Minister damit mehr Verständnis und Aufrichtigkeit gezeigt hat, als man von Leuten in seiner Stellung gewöhnlich erwarten kann. Allein es kann unsern herrschenden Klassen kein schlechteres Zeugnis ausgestellt werden, als sie es selbst tun, indem sie eine solche Aeußerung zu etwas ganz Außerordentlichem stempeln wollen. Eine Bewegung, wie die sozialistische, die der ganzen Epoche, in der wir leben, ihren Stempel aufgeprägt hat, mit welcher sich die ganze geistige Welt beschäftigen muß, und der soeben über vier Millionen Wähler ihre volle Sympathie bekundet haben, das muß doch eine großartige Bewegung sein. Diese Tatsache zu leugnen, dazu gehörte ja ein außerordentliches Maß von Dummheit.

Aber die herrschenden Klassen wollen in ihrer Jagd nach Gold und nach Genuß durch solche Worte nicht gestört sein. Sie verletzen ihre Ohren. Oder sie zaubern ihnen ein Menetekel an die Wand, ähnlich dem, das den König Belsazar erschreckte.

Die Sozialdemokratie hat im Laufe der Jahre weit mehr „Anerkennung“ erfahren, als der badische Minister ihr hat zuteil werden lassen; zum Teil sogar von ihren erbittertsten Gegnern.

Bismarck haßte die Sozialdemokratie infernalisch, weil sie sich zu den demagogischen Experimenten, die er ihr zumutete, nicht gebrauchen ließ. Nachdem er das Sozialistengesetz durchgedrückt, kam er mit den sozialpolitischen Gesetzen, um die Arbeiter, denen er sich verhaßt gemacht, damit wieder für sich zu gewinnen. Die Sozialdemokraten stimmten gegen das „Linsengericht“, für das die Arbeiter den Klassenkampf drangeben sollten. Dennoch zollte Bismarck den Sozialdemokraten das Lob, daß nur durch ihr Drängen und Schieben überhaupt eine sozialpolitische Gesetzgebung zustande gekommen und daß die Sozialdemokratie in diesem Sinne ein nützliches Element sei.

Ein größeres Kompliment konnte der Sozialdemokratie bei der Schäbigkeit, die unter den oberen Zehntausend so groß ist, gar nicht gemacht werden.

Nach seinem Sturze sagte Bismarck in seinen Unterhaltungen über die Kläglichkeit der bürgerlichen Presse, daß die sozialdemokratische Presse allein Mut habe.

Der zweite Reichskanzler, Caprivi, machte der Sozialdemokratie ein noch weit größeres Kompliment. Er sagte, daß alle Vorlagen, die seine Regierung den Parlamenten mache, genau geprüft würden darauf, wie sie auf die Sozialdemokratie wirken würden. Das heißt doch, die Bedeutung der sozialdemokratischen Bewegung rücksichtslos anerkennen.

Und der vierte Reichskanzler, Bülow, hat der Sozialdemokratie das Kompliment gemacht, daß sie die stärkste Friedensbürgschaft sei, indem er ausplauderte, daß die europäischen Mächte durch die bloße Existenz dieser „großartigen Bewegung“ sich veranlaßt gesehen hätten, sich dahin zu verständigen, einen großen Krieg so lange als möglich zu vermeiden.

Oder sollen wir daran erinnern, daß nach der Abwehr der Lex Heinze durch die Sozialdemokratie aus den deutschen Gelehrtenkreisen die Anerkennung kam, Kunst und Wissenschaft hätten sich „unter die Fittiche der Sozialdemokratie“ geflüchtet?

Das könnte noch weiter ausgedehnt werden. Aber damit sei es genug. Man wird überzeugt sein, daß der badische Minister eigentlich weit weniger in „Anerkennung“ der Sozialdemokratie geleistet hat, als andere Staatsmänner.

Jedenfalls hat diese Anerkennung, die uns widerfahren, den Wert, daß das Gebaren gewisser Elemente von minderer Bedeutung um so lächerlicher erscheint.

Wenn zum Beispiel ostelbische Junker jener Art, die ihr einstiger Gesinnungsgenosse, der bekannte Wagener, als „Ochsen von Geburt oder Ochsen aus Prinzip“ bezeichnet hat, uns die „Gleichberechtigung“ mit andern Parteien hinwegnäseln wollen, so lachen wir darüber. Und wenn bürgerliche Literaten vierter bis siebter Güte uns „Bildung“ und „Anstand“ absprechen wollen, so lachen wir darüber auch, namentlich, wenn wir sehen, daß gewisse „Schmocks“ uns gar noch mit ihren blöden Schimpfereien zu imponieren glauben.

Es mag sonach unter den herrschenden Klassen viele Elemente geben, die einer solchen „Anerkennung“ der Sozialdemokratie eine eminente Bedeutung beimessen; wir haben keinen Grund, uns viel damit zu beschäftigen. Denn diese „Anerkennung“ wird nicht hindern, daß die oberen Zehntausend ihre Vorrechte, so lange sie können, verteidigen und befestigen, und daß sie dabei alle die häßlichen und brutalen Mittel anwenden werden, welche die Angst um den Besitz und die Macht ihnen eingibt. Das lehrt uns der Verlauf der ganzen Weltgeschichte. Die beste Anerkennung, die uns unsere Feinde zollen, ist ihre innere Ueberzeugung, daß uns eben doch die Zukunft gehört.

Politische Uebersicht.

Ueber 100 Millionen!

Zu den neuen Heeres- und Marinevorlagen erfährt die „Frankf. Ztg.“, daß die hierfür jährlich aufzubringenden neuen Steuern 100 Millionen Mark überschreiten werden. Gegenwärtig werde in den beteiligten Ressorts noch über diese Entwürfe und über die neuen Steuergesetze verhandelt, so daß es ausgeschlossen sei, daß bis zum Zusammentritt des Reichstags die Gesetzentwürfe zur Einbringung fertig sein könnten.

Den Angaben über die Höhe der anzufordernden Summe wird in den Scherlblättern folgende Erklärung entgegengesetzt:

„Die von anderer Seite gebrachte Mitteilung, daß die neuen Heer- und Marinevorlagen einen jährlichen Mehrbedarf von Steuern von mehr denn 100 Millionen Mark erfordern würden, entbehren nach Mitteilungen zuständiger Stellen jeder festen Unterlage. Denn zurzeit befindet sich die Vorlage noch in der Bearbeitung des Reichsschatzamtes und die Bearbeitungen sind noch nicht abgeschlossen. Man kann also nur Vermutungen über den etwaigen Mehrbedarf äußern und daher differieren denn auch die Angaben, die in verschiedenen Blättern darüber gemacht werden, um 70 bis 80 Millionen Mark.“

Die Tatsache, daß die neuen Vorlagen kommen, steht somit fest, und die bestehenden Meinungsverschiedenheiten beziehen sich nur noch auf die Höhe der Kosten. Als die letzte Militärvorlage, die einen Aufwand von 142 Millionen Mark erforderte, im Reichstage beraten wurde, haben die sozialdemokratischen Redner sofort darauf hingewiesen, daß diese Vorlage nur der Vorläufer einer größeren sei. Von der Heeresverwaltung ist dies ganz entschieden bestritten worden; heute, nach kaum Jahresfrist, ist die neue Militärvorlge schon ziemlich fertig. Solche Vorlagen pflegen aber nicht aus dem Aermel geschüttelt zu werden, sie bedürfen im Gegenteil meist einer langen und gründlichen Vorbereitung, und es wäre ganz interessant, zu wissen, wann mit diesen Vorbereitungen begonnen worden ist, und wann sich das vor einem Jahre noch bestrittene Bedürfnis zu einer weiteren Heeresvermehrung herausgestellt hat. Die sozialdemokratische Presse hat damals behauptet, daß ein neues Armeekorps aufgestellt werden soll; wie sich jetzt zeigt, waren die uns damals gewordenen Informationen richtig, nur daß sie sich nicht auf die Militärvorlage von 1911, sondern die von 1912 bezogen.

Amtliche Dementis sind in der Regel als Bestätigung aufzufassen. Daß die Regierung jetzt, wo die Wahlen vorüber sind, sich nicht mit „Kleinigkeiten“ begnügen wird, erhellt auch aus einer Mitteilung der „Tägl. Rundschau“, wonach die neue Flottenvorlage auch eine Vermehrung des Flottenpersonals um 15 000 Mann verlangt, so daß eine Personalstärke von rund 80 000 Mann erreicht würde. Das neue Personal werde zum Teil für die Besetzung des dritten Geschwaders, zum Teil für das Plus an Wehrbesatzung, die die neuen Ueberdreadnoughts und modernen Torpedo- und Unterseeboote bedürfen, verwendet werden. — Nach demselben Blatte sollen die Wehrvorlagen in der Thronrede angekündigt werden.

Die Konservativen als Schützer der Staatsautorität.

Der Sammelruf des Herrn v. Bethmann-Hollweg ist bei den Wahlen ungehört verhallt und der Zorn derer, zu deren Gunsten die Sammelpolitik ins Werk gesetzt werden sollte, der Junker und Agrarier, ist so groß, daß sie nicht abwarten konnten, bis der Reichstag zusammentrat, sondern gleich im preußischen Dreiklassenhause die Gelegenheit vom Zaun brachen, um ihr volles Herz auszuschütten. Dabei hat sich gezeigt, daß die den Konservativen nächststehenden Freunde, die Freikonservativen, zwischen beiden Parteien einen Trennungsstrich zu ziehen für notwendig halten. Die Freikonservativen sind ja bei den Wahlen bös mitgenommen worden und scheinen das dem Umstande zuzuschreiben, daß sie zu eng mit den Deutschkonservativen liiert waren. Diese Absonderung der nächsten Freunde hat aber der „Kreuzzeitung“ völlig den Glauben an die Möglichkeit einer Sammelpolitik geraubt. Verzweifelnd erklärt sie in ihrem üblichen sonntäglichen Ueberblick:

„Die Zeit ist doch vorbei, in der eine Verständigung der bürgerlichen Parteien noch möglich war. Für die wichtigsten Staatsnotwendigkeiten werden sich parlamentarische Mehrheiten von Fall zu Fall zusammenfinden. Aber die Kluft zwischen der Rechten und Linken überbrücken zu wollen, ist nach einem solchen Wahlkampfe ein aussichtsloses Unternehmen. Schon schwenken ja auch manche Freikonservative zur Linken ab, wie die Reden der Abgeordneten v. Zedlitz und v. Kardorff beweisen. Der letztere trat für das „moderne Empfinden“ und für „neues modernes Material“ ein, was von der Linken als eine Anmeldung für den Großblock aufgefaßt wurde — ironisch vielleicht, aber nicht ohne eine gewisse innere Berechtigung. . . . Wenn der Abgeordnete v. Kardorff namens seiner Parteigenossen versichert, sie hätten den ernsten Willen, aus ihrer Niederlage zu lernen und morsch Gewordenes durch neues und modernes Material zu ersetzen, so kann das nur in dem Sinne einer Abkehr von der autoritären Weltanschauung in unserer Politik verstanden werden.“

„Unsere“ Politik, damit ist selbstverständlich die Politik der Junker und Agrarier gemeint. Sie beanspruchen für sich und ihre Politik den Schutz der Staatsautorität, indem sie sich selbst gleichzeitig als Schützer dieser Autorität aufspielen und die Regierung rüffeln, weil sie angeblich die sog. Staatsautorität nicht ausreichend wahren. Den Vorwurf erhebt die „Kreuzzeitung“, nachdem sie vorher noch andern Parteien und Ministern eine schlechte Zensur erteilt hat, auch gegen den Reichskanzler und die Minister Preußens, indem sie schreibt:

„Die konservativen Redner im Abgeordnetenhause haben wieder einmal ausgesprochen, daß nach ihrer Ansicht das Verhalten der gegenwärtigen Regierung den Forderungen der ernsten Zeit nicht entsprochen habe. Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ hat am Montag die Blätter, die für die Stärkung der Staatsautorität eintraten, ermahnt, sich „solcher unbilligen Vorwürfe gegen die Regierung“ zu enthalten. Aber Presse und Parlament sind der Kritik wegen da, und wir würden unserer Pflicht nicht nachkommen können, wenn wir die Staatsautorität mit der Person des jeweiligen Ministers identifizieren, wenn wir nicht, wo es uns nötig erscheint, sogar die Minister zur kräftigen Wahrung der Staatsautorität auffordern wollten. Der König und seine Minister sind noch nicht ganz machtlos gegenüber dem immer allgemeiner werdenden Abfall, wenngleich die konstitutionelle Verfassung und das die begehrlichen nie zu befriedigenden Massen geradezu herausfordernde allgemeine Wahlrecht ihren Einfluß sehr beschränken. Darum ist auch die Sehnsucht nach dem wahren Führer des Volkes bei unserm Kaiser sehr begreiflich, und wir vertrauen mit ihm, daß Gott zur rechten Zeit unserm Staat und Volke auch den rechten Führer geben wird.“

Herr v. Bethmann-Hollweg ist also nach Meinung der Konservativen der „rechte Führer“ nicht. Sie möchten ihn so schnell wie möglich bei seite schiebe, nachdem er sich im Wahlkampf nicht einfach zum Handlanger der konservativen Partei hat hergeben wollen. Die Sehnsucht nach dem „wahren Führer“ ist aber bei den Konservativen noch stärker geworden, seit bekannt ist, daß Herr v. Bethmann-Hollweg sich mit der Absicht tragen soll, die steuerscheuen Junker und Agrarier mit der Erbschaftssteuer auf eine neue Probe zu stellen. Nachdem sie schon einen Reichskanzler um deswillen gestürzt haben, muß es die „Staatsautorität“ ja aufs schlimmste erschüttern, wenn der Nachfolger nochmals solchen Versuch macht. Also: Fort mit ihm, damit die „Staatsautorität“ nicht leide!

Die Ueberwindung der Sozialdemokratie

ist nach Ansicht des offiziösen Kanzlerblattes eigentlich eine Kleinigkeit. In dem Artikel, aus dem der Telegraph schon am Sonnabend abend einen Teil übermittelte, befaßt sich die „Nordd. Allgem. Ztg.“ auch mit dieser „Frage“, und schreibt dazu:

„Da, wo man bei den letzten Stichwahlen über die Schranken der Parteiverbitterung einmal hinübergesehen und die großen einigenden Momente über den kleineren trennenden nicht vergessen hat, sind fast überall gute Erfolge gegen die Sozialdemokratie zu verzeichnen gewesen. Es ist wahrlich an der Zeit, daß man hieraus eine Lehre zieht und sich daran gewöhnt, bestehende Meinungsverschiedenheiten ohne unnötige, ein späteres Zusammengehen verhindernde Schärfe zu behandeln. Von den zehn Mandaten, die sie in Nachwahlen während der vorigen Legislaturperiode gewonnen hatte, konnte die Sozialdemokratie selbst bei der jetzigen, ihr so günstigen Parteikonstellation die Mehrzahl nicht behaupten. Das ist doch bezeichnend für die wechselnde Stimmung ihrer Wählerschaft und beweist, daß es möglich sein würde, ihr auch die jüngst eroberten Sitze wieder abzunehmen. Sie fühlt das selbst sehr wohl und kennt jetzt keine größere Sorge, als die „Mitläufer“ zu vollbewußten und zuverlässigen „Genossen“ zu machen. Wollen die bürgerlichen Parteien das verhindern, so müssen sie vor allem die Gründe aus der Welt schaffen, die jene Mitläufer den roten Stimmzettel haben wählen lassen: die unnötige und ungerechtfertigte Verärgerung am Reich und die gegenseitige Verhetzung und Verbitterung. Je früher damit begonnen wird, desto sicherer wird ein neuer Aufschwung der bürgerlichen Parteien auf Kosten der Sozialdemokratie zu erwarten sein.“

Also Sammlung! Dann wird der große Wurf gelingen. Das Kanzlerblatt macht sich mit der Exemplifizierung auf die in den Nachwahlen gewonnenen und bei den letzten Wahlen wieder verlorenen Sitze den Beweis sehr leicht. Die „Nordd. Allgem. Ztg.“ vergißt nur alle Erfahrungen der bisherigen Wahlen: Die „Mitläufer“ der Sozialdemokratie bleiben dieser bis auf wenige Ausnahmen auf die Dauer treu; selbst im „patriotischen“ Wahlrummel von 1907 gelang es nicht, einen wesentlichen Teil der „Mitläufer“ von der Sozialdemokratie wieder abzusplittern. Das ist es eben, was die Sozialdemokratie von den bürgerlichen Parteien bei den Wahlen unterscheidet. Bei letzteren pendeln die Wähler immer zwischen den Parteien hin und her, je nachdem die momentane politische Stimmung es mit sich bringt. Die Parteien sind dort eigentlich nur die Führer und ein kleiner Anhang. Die bürgerlichen Wählermassen sind überhaupt nur Mitläufer.

Die Frage der Wahlprüfungen.

In einem anscheinend offiziösen Artikel der „Köln. Ztg.“ wird Stimmung für eine Aenderung des heutigen Wahlprüfungsmodus gemacht. Es wird erklärt, die Prüfung durch den Reichstag, wie sie heute verfassungsmäßiges Recht ist, werde ihre Mängel haben, solange es Menschen gebe, die durch Parteizugehörigkeit beeinflußt seien: Es sei zu verstehen, daß gegen jede Verminderung der Rechte des Reichstags Front gemacht werde. Anders aber läge die Sache, wenn der Reichstag selbst durch Schaffung eines Gesetzes die Wahlprüfung einer andern Stelle übertragen würde. Bemerkenswert seien die Vorschläge, die Wahlprüfungen als der gegebensten Instanz dem Reichsgericht zu übertragen, das von der Parteien Haß und Gunst unbeeinflußt sei, oder einen besonderen Gerichtshof für diese Prüfungen zu schaffen. Für den preußischen Landtag käme das Oberverwaltungsgericht in Frage. Selbstverständlich müßte nach der Fällung des Urteils die Akten dem Reichstag zur Kenntnisnahme zur Ver-

Fieber.

Von Gustaf Janson.

Aus dem Schwedischen von A. Lütjohann.

„Wasser, Schwester, Wasser! Und ein bißchen Eis . . . nein, viel Eis, viel! Mein Kopf brennt und durch meinen Leib fließt ein Strom von geschmolzenem Blei! Der brennt mich auf, erstickt mich . . . bringt mich um . . . Ich will leben, hören Sie, Schwester! Und ich kann es nicht länger, halt' es nicht aus . . . Was sagte der Doktor, ehe er wegging? Nichts, gar nichts! Aber er machte ein ernstes Gesicht, nicht wahr? Schwester, Sie sind es gewohnt, in seinen Zügen zu lesen, Sie sollen mir aufrichtig sagen, ob er glaubt, daß mein Ende nahe ist! Sie müssen es tun, Schwester. Sie tragen ja das Zeichen der Barmherzigkeit um Ihren Arm, und Ihre Augen sind so gut . . . Sie sollen mir ehrlich sagen, wie lange ich noch nach habe? Ich will nicht sterben, und ich will auch nicht leben. Kann ich das überhaupt? Sie brauchen nicht zu antworten, gar nichts zu sagen . . . Nicken Sie nur, wenn ich frage . . . Sie schütteln den Kopf . . . Sie lächeln . . . Danke, Schwester, danke! Und dann noch ein bißchen Wasser . . . O, das tut wohl! — Aber Sie dürfen nicht weggehen! Seh'n Sie . . . Kommen Sie dichter heran! Ganz dicht! Ich will Ihnen etwas ins Ohr flüstern. Die andern dürfen es nicht hören, auf keinen Fall. Ich bin ja Offizier . . . kenne meine Pflicht. Aber Ihnen will ich es sagen, Sie gehören ja nicht zu den Kämpfenden. Ja, es sind ein paar Gedanken. Sie liegen mir wie feurige Kohlen im Gehirn, sie leuchten, aber sie verzehren mich auch. Blasen Sie sie aus. Blasen Sie tüchtig! Nein, gießen Sie Wasser drüber, Wasser!

Hier drinnen, gerade hier auf der rechten Seite liegt die eine. Bisweilen glüht sie nur ein wenig, es ist nichts als bißchen Rauch und Dunst. Aber dann flammt sie wieder auf, die Glut leckt von innen am Gewölbe vom Gehirn . . . von innen, Schwester. Wenn Sie auch das ganze Mittelmeer über meinen Kopf gießen, kann der Brand doch nicht gelöscht werden. Hier drinnen liegt er versteckt, niemand außer mir weiß das Geheimnis. Und die Gedanken fachen die Glut wieder an, daß sie in Flammen ausschlägt. Seh'n Sie, die Gedanken sind das Schlimmste. Die kriechen ein und aus im Gehirn und geben Feuer . . . Feuer. Sie schleichen heran, ganz wie die Beduinen in der Wüste. Man sieht sie nicht, ahnt nicht ihre Nähe, bis es plötzlich kaum fünf Schritte vor einem knallt. Und dann donnert es ohne Aufenthalt.

Können Sie sich das vorstellen, Schwester, wie spannend und fürchterlich es ist, wenn man weiß, daß der Feind überall versteckt liegt? Wohin Sie den Blick wenden, Sandriffe, Hohlwege, Gruben, hier und da ein bißchen dunkles Grün. Und unter den Blättern versteckt, im Sand eingegraben warten die Gegner; mit dem Finger auf dem Hahn des Gewehres liegen sie und beobachten Ihre Schritte . . . sicher versteckt . . . unsichtbar. Und sie kommen spähend . . . vorsichtig . . . Kein Laut stört die Stille. Es ist nur der Wind, der durch das Gras rauscht, und der Sand raschelt leise unter Ihren Füßen. Und gerade, wenn Sie sicher wissen, daß keine Gefahr droht, gerade dann knallt der Schuß. Jeder Nerv in Ihrem Körper zieht sich zusammen, jede Muskel erstarrt einen Augenblick. Dann fühlen Sie einen brennenden Schmerz in der Brust . . . im Magen . . . im Gehirn . . . überall. Wo bin ich getroffen? Wo?

Wasser, Wasser . . . Danke!

Sie liegen plötzlich auf dem Sand, Sie, der eben noch aufrecht stand, stark und mutig und kampflustig, Sie liegen da hilflos, verwundet, ohnmächtig. Sie wissen, daß Sie auf Gnade und Ungnade einem fanatischen Feind ausgeliefert sind, den Sie nicht entdecken können. Er ist irgendwo in der Nähe, lauert auf jede Ihrer Bewegungen, ladet sein Gewehr aufs neue. Sie können ihm nicht entrinnen, sich nicht abwenden, sein Gewehr zeigt auf Sie, er wählt langsam den Platz an Ihrem Körper, wo die nächste Kugel treffen soll. Seine Augen glänzen vor Mordlust, sein . . . Mehr Wasser, Schwester!

Sie sind in seiner Gewalt, er kann mit Ihnen machen, was er will . . . Ihre Pulse klopfen, die Brust geht keuchend. Wo liegt dieser braune Teufel eingegraben, wo versteckt er sein grinsendes Gesicht? Wo? . . . Wo? Er ist da . . . irgendwo . . . hinter Ihnen. Er freut sich über Ihre Angst, er liest Ihre Qualen in Ihrem krampfhaft verzerrten Körper. — Wasser . . . nein, das Meer, Schwester, das ganze Meer.

Seine Kugel kommt rasch, unfehlbar . . . Sie trifft ihr Ziel, pflügt einen Weg durch Sie, öffnet einen Kanal, durch den Ihr Leben verrinnt. Alles, was Sie besitzen, verschwindet, Ihr Blut mischt sich mit dem Sand . . .

Schwester, der Mann tat nur seine Pflicht, genau so, wie ich meine getan hätte, wenn ihn ein gnädiger Zufall zu einer unvorsichtigen Bewegung verführt hätte, daß ich ihn zuerst entdeckt hätte.

Danke, Schwester, Sie sind gut! Die Kompresse kühlt mir so schön die Stirne. Das lindert für eine Sekunde. Aber die Glut da drinnen kann sie nicht löschen. Und in ihrem Schein sehe ich ein riesiges Fragezeichen. Warum? Warum? frage ich ohne Unterlaß. Des Nachts leuchtet das Fragezeichen wie eine Feuersäule, tagsüber verdichtet es sich zu schwarzem Rauch. Sehn Sie, da unten am Fußende, da steht es. Der Punkt darunter ist in dem Eingeweide der Erde versteckt, seine gewundene Linie ringelt sich nach oben wie eine Schlange, die sich in die Höhe reckt, und sein Kopf stößt an die Wolken. Seine Höhe ist ungeheuerlich, unfaßbar. Seh'n Sie, es wackelt . . . es droht mir . . . fällt! Hilfe, Hilfe, es fällt . . . zermalmt mich . . . ich . . .

Danke, Schwester, Ihre Hand ist kühl und weich. Jetzt hängt das Zeichen nach der andern Seite über, nun dauert es eine Weile, bis es wieder . . . Seh'n Sie, Schwester, dies Warum ist fürchterlich. Wenn es schließlich über mich fällt, zertrümmert es mir den Schädel und dann kriegt die Glut Luft. Dann brenne ich auf, von meinem eigenen Feuer verzehrt.

Schwester, wissen Sie, was der Glut Nahrung gibt? Bücken Sie sich näher heran, noch näher! Ich bin ja Offizier und darf keine Geheimnisse verraten. Es wäre nicht gut, wenn die Mannschaft es erführe.

Seh'n Sie, wenn ein Dieb einbricht, ein Haus plündert, wird er bestraft. Das schreibt das Gesetz vor, und das Gesetz hat recht. Diebstahl ist eine ehrlose Handlung, und gleichviel, ob der Dieb wenig oder viel stiehlt . . . das begreifen Sie doch. Ich habe keine Zeit, um mich bei Kleinigkeiten aufzuhalten . . . ich . . . na, also, ein Dieb ist ein Dieb. Und wenn er beim Stehlen Helfer hat, sind das auch Diebe. Das Gesetz nimmt keine Rücksicht auf die Anzahl . . . das Gesetz ist . . . ist das Gesetz.

Aber, seh'n Sie, Schwester, wenn eine Nation bei einer andern Einbruch begeht, dann . . . ja, was sagen Sie selber?

Wenn die Glut flammt, sehe ich es klar und deutlich. Ueberall im Gewölbe meines Gehirns steht Dieb . . . Dieb . . . Dieb . . . Es ist unbegreiflich, daß das Gehirn Platz für so viele Worte hat. Und noch dazu so große! Sie sind mannshoch, eine richtige Armee von Buchstaben. Und immer nur diese vier. Sie sind durchsichtig, sie glühen und verbreiten eine unerträgliche Hitze.

Schwester, nehmen Sie Ihre Hand nicht weg. Wenn ich Sie jetzt frage, schütteln Sie Ihren Kopf wie vorhin; richtig lange sollen Sie ihn schütteln! Schwester, bin ich ein Dieb?

Danke, Sie sind gut, Sie versteh'n mich! Was hab' ich mit dem Gesetz zu schaffen? Ich bin kein Jurist, ich bin Soldat.

Schwester, reichen Sie mir Ihre Hand . . . beide Hände! Halten Sie sie fest um meine, fest! Jetzt flammt die Glut auf. Das Fragezeichen wankt so drohend! Was ist das für ein Lärm da draußen, warum klirren die Fensterscheiben so ängstlich?

Was sagen Sie, Schwester? Ich kann es nicht versteh'n. Ihre Stimme dringt nicht durch den Lärm. Und das Fragezeichen fällt über mich . . . Hilfe . . .!

Kanonen, sagen Sie. Ha, ha, ha, Kanonen? Ach so, ein Gefecht . . . nichts weiter. Es ist wohl wieder bei Bu Meliana? Ein Gefecht, ha, ha, ha, so komisch!

Jener Beduine, von dem ich Ihnen eben erzählte. Ich habe ihn nie geseh'n. Das ist schade, Schwester, aber ich muß Ihnen das sagen. Ich habe nie einen Beduinen geseh'n. Ich bin ja erst seit ein paar Tagen hier, und dann . . . das Krankseln. Schon auf dem Transportdampfer befand ich mich nicht gut, aber krank wurde ich erst, nachdem wir an Land gegangen waren. Es wird doch wohl nicht die Cholera sein, meinen Sie? Die Kameraden redeten manchmal darüber, aber hinterher lachten sie . . . ganz so wie ich jetzt. Nein, Cholera ist es nicht. Sie haben recht, Schwester, warum soll ich an so etwas denken. Ich frage auch nicht meiner selbst halber, sondern wegen meiner Mutter. Sie sollten sie seh'n, Schwester. Eine so feine alte Dame. Ihre Hände zitterten, als sie Abschied von mir nahm. Ihre Augen glänzten von Tränen. Ich versprach ihr, wiederzukommen. Sie begreifen wohl, daß ich mein Versprechen halten muß.

Das ist recht, Schwester, nicken Sie und lächeln dabei, nicken und . . .

Noch etwas, Schwester, haben Sie vorhin das Wort Dieb genannt, oder tat ich das? Die Sache ist gräßlich. Wer stiehlt, ist ehrlos, und wer ihm hilft, ist gleichfalls ehrlos. Und das Gestohlene, sei es, das man es im geheimen oder offen mit Gewalt genommen hat, darf man nicht behalten, nicht wahr? Wenn ein einzelner einen Soldo stiehlt, verfällt er dem Gesetz, wird ehrlos, aber wenn eine Nation einer andern Land und Leute wegstiehlt, gewinnt sie Ruhm und Ehre und Beute . . . Wie kann man das erklären? Seh'n Sie, da steht wieder mein großes Warum. Das Fragezeichen ist abermals da . . . es ist rot . . . wie Blut . . . wie Feuer . . . Seine Flammen lecken am Firmament des Himmels. Ich brenn' auf . . . Wasser . . . einen Ozean, um den Höllenbrand zu löschen.

Schwester, Sie sind ein lebendiger Beweis dafür, daß es Barmherzigkeit in der Welt gibt, darum will ich Ihnen erzählen, was ich weiß, was ich soeben erfahren habe. Seh'n Sie, der Koloß, der über mir hängt, über Ihnen, über uns allen, das ist — hören Sie wohl — das ist der Krieg! Er hat die Form eines Fragezeichens, denn niemand kann sein Warum erklären, wenn auch alle ihr Darum schreien. Einen Augenblick hängt er drohend über unserer Nation, im nächsten über unserm Nachbar. Er kann jede Minute vorüber oder auch rücklings fallen, uns oder die Nachbarn zermalmen. Aber seh'n Sie, Schwester, seh'n Sie, da an seinem Fuß sitzen die Führer und spielen Karten, wie Roßtäuscher auf einem Jahrmarkt. Ich seh', was sie ausspielen: Stolz und Ehrsucht, Einfältigkeit und Empfindlichkeit, und die Welt steht daneben und wartet geduldig ab. Weh den Schwachen, denn Mangel an Kraft ist etwas Unverzeihliches! Nimmt du dieses, dann nehm' ich jenes, heißt es hier, und man tauscht und teilt sich ohne Bedenken in das Eigentum anderer. Das nennen sie moderne Staatskunst. Menschen, wie könnt ihr so einfältig sein und ihnen den Einsatz zum Spiel besteh'n?

Schwester, halten Sie sich die Ohren zu, ich will die Wahrheit sagen! Die Menschen sind kein Mitleid wert, kaum Verachtung. Sie glauben . . . ha, ha, ha! Und glauben ist gefährlich, solange sie nicht richtig glauben. Sie appellieren umsonst an ihre Vernunft, sie haben keine. Wenden Sie sich nicht an ihre besseren Gefühle! Woher sollten sie die kriegen? Beten Sie um Leiden, die läutern und reinigen . . .

Läutern und reinigen . . . sagte ich so, Schwester? Irrtum, vollständiger Irrtum. Alles Leiden macht die Menschen doppelt. Wer selber leidet, will auch andere leiden sehen. Seh'n Sie aus